

Der Kampf um den Mann.

Roman von Cerry Wachsogel.

11. Fortsetzung. Hintergrund verboten.

Elle dachte müde zu Digos Worten. Was mußte die Schwester denn von dem, was sie litt? Was mußte sie von dem brennenden Scham, die Elde empfand, nicht Scham vor den anderen allein, sondern vielmehr noch Scham vor sich, Scham, daß ein Mann, ein Waide, es hatte wagen können, so frech und zugleich so kindlich mit ihr zu spielen, daß sie die gezeigte, höhnische Elde von Wert, ihm alles gestaubt hatte. Wie mußte er über sie lachen, wenn er es zurückergriff, an ihre Bereitwilligkeit, sich mit ihm zu zeigen, ja zu assistieren! Lachen mußte er über sie, unabhängig lachen. Bei der Vorstellung seines Lebens wurde ihr glühend; am liebsten wäre sie mit dem Kopf gegen die Wand gerannt, um durch einen starken, überpeinlichen Schmerz dieses Lachen zu überdauern. So lächerlich, so erniedrigt kam sie sich vor, so geschändet, als ob er sie wirklich beiseite hätte. . . Doch aus al. der Scham und all der inneren Niedrigkeit sprach noch ein anderes Gefühl, das sie nicht gebieten konnte, und das von Tag zu Tag lauter sprach, ihre mühsigen Tage, ihre schlummerarmen Nächte mit dem Ton seiner fremden, heißen Stimme erklingend — Sehnsucht, ungefühlte, zehrende Sehnsucht nach dem Mann, der sie erniedrigt und verlassen hatte, dem sie größte, denn sie vermahnte und nach dem sie doch die Arme ausstreckte, als müßte sie einmal, ein einziges Mal noch seine Arme fassen. . . Neue fiel sie an, daß sie ihm damals nicht gelogt war, daß ihr Mädchenhals sie gar so gut gekostet hätte. Sie wurde irre an sich, fand sich nicht mehr zurecht zwischen der Sehnsucht, die nach ihm schrie, und der Scham, die ihn verächtete. Untätig sah sie halbe Tage lang da, die Hände im Schoß gefaltet, den Kopf herunterhängend, sann nach, zergrübelte sich mit Fragen, auf die es keine Antwort gab, und weinte dann wieder leidenschaftlich wild, noch im Schmerz um ihn einen letzten Zusammenhang mit ihm spürend. . .

Wenn Diga gütlich folgen Ausdruck bejauschte, schützte sie mißbilligend den Kopf, redete der Schwester zu und führte sie spazieren. Buerst hatte sich Elde gegen diese klugen Spaziergänge sträuben wollen, doch bald sah sie ein, daß die Schwester wohl recht hatte. . . Seiner ihr um Herz war, um so unverschrter wollte sie vor der Welt dastehen. Da sprach und lachte sie viel im Vorübergehen und wenn Männer oder bekannt gültige Jungen an ihr vorübergingen, legte sie den wallenden Trauerfächer über den Arm, damit die Zurücksehenden auch ja die tadellosten, schlankest Linien ihrer Taille sehen konnten. . .

Diga war mit ihr zufrieden und mit sich noch mehr. Der Mannfall des Mittmeisters war aufgelöst worden und die Pferde zum großen Teil nach Österreich gegangen; der Knecht, zu dem auch der joviale und temperamentvolle „Bubi“ gehörte, wurde von Kameraden des Verstorbenen angekauft. Da einige der Offiziere es für höflich hielten, der Witwe ihres Kameraden bei dieser Gelegenheit einen Anstande zu machen, fand Diga, daß eigentlich es sei, die höflichstgütig die Auflösung des Stalles betrieb. . .

Auch als der Erlös um ein Beträchtliches hinter ihren und Mamas Erwartungen zurückblieb, verlor sie ihre schöne Buerst nicht.

„Ja, Mama, das ist eben das Unglück, daß in solchen Angelegenheiten eine Frau nie ganz freie Hand hat, sondern sich immer von Männern dreinreden lassen muß. Gütte ich ganz allein, ohne Major Waisenbach, die Pferde verhandeln können, wir wären wohl vorläufiger drausgekommen.“

Frau von Wert hörte dann, was sie da sprach. Ihr drückte der Kopf von dem unablässigen Marschschritt der Regimenter, die über ihr hinstampften, — es kam schon gar nicht mehr darauf an, ob es noch ein paar Tausend Weniger oder mehr waren.

Nachdem Zeitungen und Klatsch sich etwa vierzehn Tage lang mit der „Mißre Garanoif“ beschäftigt hatten und die demonstrierenden Spaziergänger Elde jedesmal eine Art distanzierter Spieghelkanten gewesen, klaut das Interesse an der Geschichte ab. Der Sommer schritt immer weiter ins Land hinein, Geistesfreiheit gab es kaum mehr und alles rüstete sich zur Abreise in die Ferien. Frau von Wert ging mit ihren Töchtern und Onkeln in die billigen Sommerfröhen an bayrischen Seen, wo sie ziemlich früh war, keine oder nur wenige Bekannte ihrer Kreise zu treffen. Bis sie im Herbst zurückkam, wurde Garanoif in München so gut wie vergessen sein. Garanoif wohl, nicht aber Elde und ihre Blamage. Auf Jahre hinaus würde sie „die mit dem jungen Rußen“ bleiben. Bei jeder Gelegenheit würde man sich der alten Geschichte entsinnen, sie hervorholen. . . Auch an Digos Gefährde konnte sich nichts ändern. . . mochte sie auch in einigen Monaten die Wittensföhne ablegen — das Odium ihres finanziellen Rückganges blieb. Die klüßernen Gloden waren bestimmt. Mal herzlosperden Angst hörte Frau von Wert in die bestemmende Stille hinein die ihr entgegenströmte.

Drittes Kapitel.

November war's, just ein Jaß, seitdem Doktor Benedikt um Franzl gefreit hatte. Von Windstößen gepeinigt, fiel draußen ein kalter, feindlicher Regen, nach wie mit Kabela und verbarb auch den Heitersten die Stimmung. Die Stadt, im Sommer so grün, heiter und frohlicher Menschen voll, sah schämlich und trostlos aus, wie eine Frau, die ihren Herbst nicht ertragen kann. Wer eine Zeitung mit seinem Regensturm tapfer gegen die Elemente gekämpft hatte, war froh, wenn er nach Hause kam, in die sanfte Wärme des still geheizten Zimmers, in die Stelle der häuslichen Lichtquelle.

Frau von Wert sah mit ihren Töchtern im Wohnzimmer. Es war kaum sieben Uhr, aber seit Stunden schon brannte die Lampe, so früh war an diesem Tag die Dämmerung gesunken. Sie brannten aber nicht mehr die teure elektrische Flamme, sondern eine Petroleumlampe, denn Frau von Wert sparte jetzt in kleinen, wo es nur anging. Nach außen hin durfte man ja doch nichts merken lassen, mußte man, um ihres Zukunftsdenken, weiterleben wie bisher, oder drinnen im Haus, wo keiner hineinsehen konnte, mußte man sich jetzt manches vertragen, was man früher als selbstverständlich begehrt hatte.

Frau von Wert besetzte Küchenschüssel aus. Sie hatte die Welle auf der Wa'e, ihr bellendes Profil sah hart aus und ihre Wangen leicht eingefallen.

Elde stützte an einer kleinen Tischdecke. Sie hatte sich verändert seit diesem Sommer. Sie war immer noch hübsch und schön, aber um ihre Mundwinkel lag ein bitterer Zug und bitter war ihr Lachen, bitter der Ton ihrer Stimme, wenn sie zu Mutter und Schwester sprach. Sie hatte die große Enttäuschung, die große Scham ihres jungen Lebens noch nicht verdrungen, wenn sie auch keinen sehen ließ, wo's ihr ums Herz war. Sie bäumte sich innerlich auf, daß sie durch das Tun eines Waden entwertet, von ihrem recht mühsigen Paß gelassen sein sollte, und konnte es doch nicht hindern, daß sie im Hause keine Rolle mehr spielte, mußte es schweigend ertragen, wenn die Mutter oft mit toller Eringelung zu ihr sprach oder ohne jeden sichtbaren Grund heilig gegen sie wurde, wie nie zuvor!

Wie eine verurteilte Prinzessin kam sich Elde manchmal vor — Gudrun, die Ebstigstochter, die an Meere Wäße maßten muß. Sie brauchte ja nicht am Meere zu wachen, aber sie fühlte sich so heruntergedrückt, daß es ihr an Wohlsein war, wenn der Abend kam und es bald Schlafenszeit wurde. Jeden Morgen lag sie schon von Anfang an wach, grante sich vor dem neuen Tag, der da brausete, wor den hundert kleinen Kränkungen, die er ihr brachte.

Diga häßelte an einem unbedeutendsten etwas, das age

dient, dann rechner er sich zur Ehre an, die ist auch etwas wert, und er findet die Forderungen der vier Männer, mit denen Signor Capponi im Viehwedel steht, übertrieben, bel ihm ist der Grundlag großer Umfah und keiner Gehinn, und kurz und gut, er macht auf den Signor Capponi einen etwas beschränkten, aber treuerhigen und zuverlässigen Eindruck, denn er verlangt nach langem Handeln endlich einen Preis, der seine eigenen Unkosten nicht beden kann; aber das ist eine Sache, man muß von einem Geschäftsmann verlangen, daß er rechnen kann, und der Kunde hat seine Veranlassung, den Vorteil des Geschäftsmannes im Auge zu haben. Signor Capponi schließt also mit Lange Mühe ab.

Am anderen Morgen erscheint der Umzugswagen, Lange Mühe erscheint mit Violine und einigen andern Freunden, und die Verladung beginnt. Die Familie Capponi ist enttäuscht, die Umzugsleute gehen auf alle ihre Wünsche ein und sind von ausgiebiger Höflichkeit; sie nehmen ein, zwei, drei die schweren Scheute in ihre Gurten und bringen sie die Kreppe hinunter in den Wagen; sie laden sich die schweren Kisten auf den Rücken und tragen die Waßgeschirre sorgfältig im Arm; sie verladen mit Eakunde und stoßen überall in Tränen, daß die guten Möbeln sich nicht reiben; sie sind begeistert über die schöne Einrichtung und finden, daß sie bel etier so seinen Herrschaft noch nie umgezogen haben. Wie alles eingepackt ist, schließt Signor Capponi den Wagen nach festem Schlußel in die Tafel, dann reißt er Lange Mühe ein Fringel zum Verteilen an die Leute, und er selber, seine Gattin und die drei Kinder erhalten jedes besonders die Dankungen und Segenswünsche der Besonderen; dann trennt man sich; denn die Familie wird nach Aricia vorausfahren, der schwere Wagen wird in zwei Tagen nachkommen.

Der Signor Capponi ist überzeugt, daß nichts geschehen kann, weil er den Schlüssel in der Tasche trägt, und ein zweiter Schlüssel nicht vorhanden ist, wie ihm Lange Mühe aus Bestehen erklärt hat; denn sonst hätte er den zweiten Schlüssel selbstverständlich auch verlangt.

Wie er nun mit seinen Angehörigen in Aricia angekommen ist, wartet er die zwei Tage; am Abend des zweiten Tages geht er auf die Landstraße, legt die Hand über die Augen und blickt angestrengt ins Weite; der Wagen kommt nicht. Er geht nach Hause zurück, sieht nach einer Stunde noch einmal nach, der Wagen ist noch immer nicht zu sehen. Die Dunkelheit kommt, der Wagen ist noch immer nicht da. Er denkt, daß die Leute die letzte Straße im Dunkel nicht haben sehen wollen, denn wenn dem Wagen etwas geschähe, dann ist das Geschäft zum mindesten hin, und er hat ihnen das Geschäft noch besonders auf die Seele gebunden; er geht also am anderen Morgen früh auf; denn er nimmt an, daß die Leute noch eine weitere Nacht unterwegs geschlafen haben und nun im Morgengrauen kommen, was ja auch den Vorteil hat, daß man gleich aus Auspacken gehen kann. Aber die Leute kamen wieder nicht.

Kurz und gut, der Wagen ist verschwunden. Erst nach langer Zeit stellt sich heraus, daß ihn Lange Mühe in die große Versteigerungshalle gebracht hat, wo er dem Vorsteher sagt, daß es sich um einen Kaufsch handelt, den die Ethen selbst unter den Hammer bringen wollen; der Vorsteher hat sofort auspacken lassen und nächsten Morgen gleich die Versteigerung angeht. Signor Capponi hat nie wieder etwas von seinen Sachen zu sehen bekommen.

Er machte eine Eingabe an das Ministerium, daß ihm sein Verluft ersetzt würde, da er ja dienstlich verwundet war; denn wenn er nicht Landrat in Aricia geworden wäre, so hätte er seine Sachen noch. Und da er ein fähiger Beamter war, der selbständige Entschreibungen treffen konnte, ein Mann, wie man ihn selten findet, so ward sein Antrag genehmigt und er erhielt den Schaden in bar vergütet.

Eine Menschengattung ohne Ohrkläppchen

Menschen rätselhafter Abstammung.

Witten in Frankreich lebt noch jetzt eine Menschengattung deren Abstammung trotz jahrhundertlanger Forschung vollständig im Dunkel liegt. Es handelt sich um die Gacogne, in Guyenne und in Wearn form in einigen anderen Provinzen Südfrankreichs ansässigen Gacogs, ein Volk, das heute noch wie vor tausend Jahren der Schlei der Welt unbekannt ist. Lange Jahrhunderte hindurch waren die Gacogs die verachteten Bewohner Frankreichs, die durch strenge Gesetze an dem Zusammenleben mit ihren Mitmenschen verhindert wurden. Wohneten sie auf dem Lande, so mußten ihre Wohnstätten durch einen Wasserlauf ober-

ein Gehölg vom Dorfe getrennt sein. Dem Gottesdienst durften sie nur in einem abgegrenzten Raum in der Kirche beimohnen, und beim Abendmahl wurde ihnen die Hostie nicht gereicht, sondern nur hingeworfen. Es war ihnen ferner verboten, Ruzdich zu halten und Feldarbeit zu betreiben, nur der Beruf des Totengräbers oder des Zimmermanns, der den Sägen ausstellen mußte, war ihnen erlaubt.

Weil ihre Berührung verunreinigte, durften sie kein Bräutigamländer berühren; ja, um die Erde nicht zu beschmutzen, durften sie nicht einmal barfuß gehen. Um sich den ihnen nähernden Menschen schon von weitem bemerkbar zu machen, mußten sie dauernd ein Stück roten Tuches oder eine Eierschale auf ihren Kleidern befestigen. Das Tragen von Waffen wie überhaupt jede Teilnahme an Kampf und Krieg war ihnen ebenfalls aufs strengste untersagt. Außerlich hoben sich die Gacogs von jeder nur dadurch von ihren Mitmenschen unterscheidend, daß sie fast stets runde Ohren, d. h. Ohren, denen die Ohrkläppchen fehlten, besaßen. Im übrigen sind sie, obwohl sie lange Zeit für Kreteins gehalten wurden, völlig normale Menschen und die Frauen sogar oft von feinerer Schönheit. Mit der Zeit wurden dann auch die strengen mittelalterlichen Wperrungsgeetze milder, so daß sie sich schon im 15. Jahrhundert wenigstens ordentlich gebaute Häuser erwerben durften. Die französische Revolution lösterte ihnen schließlich auch volle Gleichberechtigung. Napoleon ername, um die soziale Stellung der Gacogs zu befestigen, einen Angehörigen dieses Stammes sogar zum Direktor der Schatzkammer. Das hinderte aber alles nicht, daß, namentlich auf dem Lande, das Vorurteil gegen die Mundhörigen weiter bestehen blieb und bis zum heutigen Tage nicht auszuwachen war.

Woher die Gacogs stammen, hat man in der Tat noch immer nicht mit Sicherheit feststellen können. Lange Zeit hindurch meinte man, die Gacogs seien Nachkommen der Goten oder der Sarazener oder die Reste spanischer Flüchtlinge, die zur Zeit Karls des Großen nach Frankreich kamen, doch keine dieser Mutmaßungen konnte durch Tatsachen begründet werden. Dagegen hat die moderne Forschung eine sehr profasische Erklärung über die Herkunft der verachteten Gacogs aufgestellt. Die Gacogs sollen nämlich ursprünglich die Einwohner von verschiedenen Orten anflässigen Kolonien von Ausflüglern gewesen sein, die, wie es im Mittelalter allgemein üblich war, durch strenge Wperrungsregeln von den Bewohnern getrennt waren. Als allmählich der Auszug in Frankreich beschwand, scheint an den Gacogs, die sich namentlich im Van'e der Jahre ziemlich vermehrt hatten, der Mangel des Unteren immer noch haben gebildet zu sein, denn sie mußten sich nach wie vor von der übrigen Menschheit strenge getrennt halten. Mit dieser Theorie wären nun allenfalls die strengen Wperrungsgeetze der Gacogs erklärt, so sie sich aber als richtig erweist, ist allerdings noch immer die Frage, da sie sich vorläufig doch nur auf Mutmaßungen stützt. Das eigenartige Phänomen des Fehlens der Ohrkläppchen würde die Theorie jedenfalls nicht erklären. So ist es ein immer noch festes Problem, die Herkunft eines so seltsamen und mitten in der europäischen Kultur lebenden Volkes zu entschlüsseln.

Sunte Zeitung.

Die Zahnoperation unter dem Galgen. Der englische Zahnarzt Walford, der seit etwa dreißig Jahren als Gefängnisarzt der Strafanstalt von Portland den Gefangenen seine zahnärztliche Fürsorge widmete, hat sich kürzlich zur Ruhe gesetzt und ist bei dieser Gelegenheit von dem Berichterstatter eines Londoner Blattes befragt worden, dem er allerlei einzigartige Erlebnisse aus seiner Praxis erzählt. Der „Patient“, den er in bester Erinnerung hatte, war ein gewisser Billy Swinben, der wegen Ermordung zweier Frauen zum Tode verurteilt worden war. Am Tage seiner Hinrichtung verlangte dieser gerade als er den verhängnisvollen Gang zum Galgen antreten sollte, nach einem Zahnarzt. Als er in aller Eile herbeigeholte Dr. Walford den Todesurteilanden fragte, was er von ihm wollte, antwortete ihm der Berichterstatter: „Ich habe einen flodenden Zahn und möchte ihn mir plombieren lassen.“ Auf den verwunderten Einwand des Arztes, daß ein Mann in seiner Lage noch daran denke, sich die Zähne plombieren zu lassen, entgegnete Billy: „Sehr Doktor, abgesehen von dem unglückseligen Ereignis, für das ich der Sültig meine Schuld zu zahlen im Begriff hier, bin ich Zeit meines Lebens ein „Gentleman“ gewesen und ich lege auch jetzt Wert darauf, es auch bis zu meinem letzten Augenblick zu bleiben.“ Walford ging also daran, den letzten Wunsch des Verurteilten zu erfüllen und plombierte ihm den kranken Zahn. Als er mit der Operation fertig war, fand Billy gelassen vom Stuhle auf, dankte dem Arzt und ging aus der Zelle, um sich ausstüpfen zu lassen.

geblich ein Patentrecht für Madon werden sollte. Mit ihren schmerzlichen Tugenden, denen man ansah, wie ungenügend und ungeschickt sie arbeitete, gab sie eine lange Eisenbahn durch das blaue Moor.

Sie hatte sich ganz in der Nähe der Mutter eine kleine Wohnung genommen und fügte dort mit einem Dienstmädchen einen etwas probematischen Haushalt, der nach außen hin ein hässliches, aber in Schrein, Schußfächer und dunkeln Wänden das Frauen dar. Digna große Seele wurde davon nicht berührt. Sie erklärte, ihr Mädchen sei eine Perle, der sie alles überlassen könne, sogar die Kinder — schließlich natürlich nicht, dazu ist sie ja da. Aber von allem andern entsetzt mich (Wald) wüßte, so daß ich Zeit habe, mir selbst zu leben.

Sie hatte ihr Gewicht gänzlich wiedergefunden. In dem Schmerzraum der ersten Wochen nach des Mittelalters Tode hatte sie es verloren, was sie an Leid zu empfinden und zu ärgern imstande war. Wäre hätte wohl Schmerz viellicht über lange Monate hinaus verstreut, sie dagegen, nach im Leid einer Beschwerden, hatte ihn in ein paar Wochen wieder verloren und fand nun, nach einem halben Jahr, wieder da, ein freies, da, und ihr prachtvoller Optimismus wies aus vollen Baden in die Regel ihres Lebenshüpfes.

Sie hatte sich völlig in die Rolle der interessanten Witwe eingelebt und spielte sie mit Lieberzeugung.

„Man wußt im Unglück, Mama, das habe ich an mir!“ sagte sie mehr als einmal und ihr Gesicht sah dabei so friedlich, so durchdrungen vom eigenen Wohltun aus, daß ihr Trauer um den „armen Gustav“ gar kein Raum mehr blieb.

Sie kam täglich zur Mutter, oft auch dreimal, viermal die Woche mit den Kindern bei ihr, denn obgleich Wally eine Perle war, schmeckte es bei Mama doch bedeutend besser als dabei. Und Frau von Merk war immer froh, wenn Digna kam und blies. Ihr unverzichtliches Schwestern, ihre Gabe, überall ein Glück zu wittern, alles was frumm war, gerade zu sehen, war jetzt für die Mutter eine köstliche Erholung, ein Aussehen von dem grauenhaften Marschschritt der Bahnenregiment, eine Erholung von all dem Schönen und Hübschen, das seit einem halben Jahr über sie dahingegangen war. Glaubte sie auch nicht alles, was die Tochter sagte, so tat es doch wohl, zu hören . . . erheitert und helle Mädchen klangen die ja enden Erzählungen und Vermutungen neben Tades bittere Wortwahl. Und wenn Digna auch nicht mehr so tadellos, sondern mehr freilich blond war (sie brauchte jetzt nur noch billige Färbemittel, und zwar völlig achtslos) und mitunter eine Augenbraue dicker malte als die andere, so sah sie doch beinahe sänger aus als Tade, die das Leben verdient zu haben schien und die Lippen oft zusammenprekte, als bränge ihr ein Wutsturm aus dem Mund, wenn sie ihn geöffnet hätte.

Digna ließ die Hände in den Schößen sinken mit einer Geste der Entschuldig, als hätte sie seit Tagesanbruch Holz gefügt. Sie fragte: „Ist Karneval lang dies Jahr?“

Erst nach einer kleinen Pause sagte Tade: „Ich weiß nicht. Es kann uns ja auch egal sein —“

„Uns? Wie das nicht!“

„Ich werde doch des Jahr nicht tanzen.“

„Aber ich hätte dich, deswegen —“

„Aber der Trauer!“ sagte Tade laut und scharf.

„Wegen Kind?“ meinte Digna demütig, „wegen eines Schnozens trauer man doch nicht ein ganzes Jahr. Ich finde im Gegenteil, du müßt die Winter recht viel ausgehen . . . meinst du nicht auch, Mama?“

Frau von Merk antwortete nicht gleich. Sie erwoh im stillen, was ein durchgangiger Fröhen an Toiletten, ein verkehrter an Reputation kosten mochte. In Tades Augen fanden zwei kleine rote Kränze. Sie dachte an den letzten Karneval, da waren sie fünfzig Jahre noch umhüllt hatten, da man in einer Salons, bei allen Journs von dem Glück der schönen Merk geführt hatte. . . kaum ein Jahr war das her —

Sie stand auf und ging aus dem Zimmer. Sie ließ nach ihrem kleinen Mädchen nach und warf sich mit einer unglückseligen Bewegung so dicht vorüber auf ihr Bett.

Frau von Merk und Digna arbeiteten schweigend weiter. Was einer Wille sagte Frau von Merk: „Tade macht mir viel Sorgen. Sie vermisst's nicht!“

„Es ist keine Parle Natur! Ein Parler Mensch wird mit allem fertig!“

„Es schickte Dinge der Glücke erlände. Welche hörten.“

„Wohin?“ meinte Digna.

„Ich wüßte nicht wer.“ versetzte die Mutter ebenso. Da ging auch schon die Tür auf. Eine hohe, weibliche Gestalt in weitem, dunklen Mantel, einem dunklen Hut mit großem Schieber auf dem Kopf, trat häufig ein. Die Mutter und Digna schrien auf.

„Franzi!“

„Um Gottes willen, Franz, ist etwas passiert?“

Frau von Merk schloß die heimgekehrte Tochter flüchtig in die Arme, hielt sie dann drüben von sich weg, um beim Schen der Lampe ihr Gesicht zu sehen.

„Franzi!“ sagte sie noch einmal. „Und alle Schreden, die sie erlitten, alle Schreden, die sie ahte, bebten in ihrer Stimme.“

Franzi ästerte so heftig, daß sie sich sehen mußte. Unter dem schwarzen Schiefer sah ihr Gesicht sehr blaß aus und ganz verzogen. Unter ihren Augen lagen tiefe, dunkle Ringe und ihre Hände traten unruhig, wiegen der Mutter aus. Digna nahm ihr den Mantel ab, löste ihr den Hut.

„So, keine Frau, nun sag mal, wie und wo du so plötzlich herkommst!“

Franzi schloß nervös die behandschulten Fingerhüben gegeneinander.

„Ich . . . ich . . . ja, Mama, es ist kurz zu machen; ich gehe nicht mehr zu meinem Mann zurück!“

Die beiden Frauen starrten sie an. Schließlich sagte die Mutter: „Aber, Franz, du bist wohl nicht recht gesund! Was fällt dir denn ein?“

Franzi schüttelte heftig den Kopf.

„Ich geh' nicht mehr zu ihm zurück —“

„Ja, aber Franz, um Himmels willen, was ist denn passiert, was hat's denn gegeben?“

Digna lächelte die Hände der Mutter.

„Nag dich nur nicht so auf, Mama! Das ist ja sicher alles gar nicht so schlimm . . . irgendein Ehebreiter, der überall vorkommt. . . Und Franz nimmt das gleich tragisch . . . bedent doch ihren Zustand!“

Frau von Merk wurde ein wenig zuversichtlicher. Digna hatte recht, man mußte mit Franz's Zustand rechnen —

„Liebes Kind, müßt du uns jetzt nicht endlich sagen, warum du eigentlich hier bist und warum du nicht mehr zu deinem Mann zurück müßt! Und vor allem: weiß er, daß du hier bist?“

Franzi zuckte die Achseln.

„Wißt er im Jora, ohne sein Wissen, von ihm fort?“

„Wißt er.“

Frau von Merk rang die Hände.

„Warum, warum?“

„Warum? Weil . . . weil . . .“

Sie brach ab, um ihren Mund trat ein Zug des Glets.

Sie hob die hatternden Hände zur Zimmerdecke empor, in eine Ecke hinein, als wollten ihre Augen nicht sehen, während sie das Unschöne sprach. Eine Kutsche flog ihr langsam vom Hals ins Gesicht, während sie leise, fast wehlich, als redete sie von eigener Schande, sprach: „Mein Mann . . . und . . . die Ehebreiter. . .“

(Fortsetzung folgt.)

Schicksalspielen.

Von Wolfgang Kemter.

(Nachdruck verboten.)

„Was gibt's Neues?“ fragte der Kaufmann Müller, sich auf seinem Platz am Stammtische niederlassend.

„Neues.“ sagte der Apotheker, „der Schneidermeister Briem morgen seine silberne Hochzeit feiert.“

Einen Augenblick sah Müller seinen Freund fast betroffen an, dann rief er: „Was du sagst. Die silberne Hochzeit fünfundzwanzig Jahre sind das schon. Mir ist, als wäre die Hochzeit des Schneiders mit Dr. Merks Lena erst gestern gewesen.“

„Erinnerst du dich so gut daran?“

„Das will ich meinen, habe ich doch selbst auch einigen Anteil daran?“

„Du? Wo?“

Kaufmann Müller begann zu erzählen: „Wir waren damals noch jung und dumm und zu allen Streichen aufgelegt. Einen solchen haben wir auch dem бедeren Meister der Schere gespielt, der ihm freilich nichts schadet, im Gegenteil.“

Meister Briem war ein kluger, wortkräftiger Mann, besonders schättern im Verkehr mit dem alten Geschäft. Man hielt ihn für einen Weisenden, allein im Gegenteil, er schwärmte für alles Weibliche und hatte, wie wir durch Zufall erfahren, sogar eine heimliche Liebe.

Meister Briem bereute die schöne Susanne, die Tochter anderer damaliger Stadtrates Dr. Merk. Er dachte sogar heimlich und suchte die Kinder seiner Mutter's seiner Angebeteten in die Hände zu spielen. Dabei fiel uns, meinen zwei Freunden, dem Alfred Meier, der später als Arzt nach Afrika gegangen ist, und Kurt Wehmann, dem Sohn eines verstorbenen Bürgermeister's, der schon vor zwanzig Jahren starb, ein solches Geleit in die Hand:

Susanne Meier war damals wohl das schönste Mädchen unserer Stadt. Mehr oder weniger waren wir alle verliebt. Es empörte mich, daß das Schneidermeister's sich erkühnte, seine Augen zur schönen Susanne zu erheben, und wir beschloßen, ihm einen Streich zu spielen, der ihn von seiner Leidenschaft heilen sollte. Wir beschloßen dazu der Hilfe einer weiblichen Person, die wir auch leicht in Dr. Merks Witz Lena fanden. Freund Alfred, der Damenhandarbeiten so gern liebte und naturgemäß nachhaken konnte, wie ich es feil-dem nie wieder gesehen habe, führte ein gutes Weiblein, worin Meister Briem, beiseite jenseit, rituelle Werbung Eindeut gemacht habe, eingeladen ward, an einem bestimmten Abend nach Amsachen in der kleinen Werkstatt, die sich im Hinterhof des Doktorhauses zu seiner Ecke befand, und die sehr beschleunigt, einzufinden. Unterzeichnet war das Schreiben mit S. M.

Etwas vor der bestimmten Stunde saßen wir drei in der Nähe der Tür, die vom Hofraum in jene dunkle Kammer führte, Köpfe, während sich die Lena in der Kammer begab, in dem natürlich vollständigen Dunkel herrschte.

Wald hörten wir leise, vorsichtige Schritte. Eine Gestalt bog um die Ecke und näherte sich der Tür. Der verlebte Schneider ging in die Halle. Keine Stunde er an die Tür, die dann eben so leicht aufgemacht und wieder geschlossen wurde. Während Freund Alfred schnell aus Haus herumrannte, um Frau Dr. Merk zu benachrichtigen, daß es in der Gerinnung wolle, schloßen wir uns näher. Wir hielten ein leises Flüstern und dann Donnerwörter, das schärfste Schneider's ein ging sich ins Jenseit — sogar das Geräusch eines Kusses. In diesem Augenblick wurde die Tür, die vom Innern des Hauses in die Kammer führte, geöffnet, unter ihr erschien mit einer Lampe in der Hand Frau Dr. Merk. Durch ein kleines Fenster konnten kurz und ich den von ihnen schellen Raum hersehen. Sie in meinem Leben habe ich des Schneider's Gesicht nie gesehen, als er statt seiner Angebeteten Lena, am Lieber warte er auf und davon, aber es war zu spät. Schon rief Frau Dr. Merk gänzlich: „Lena, was sehe ich?“

In seiner ständigen Verlegenheit konnte Meister Briem nur eines antworten, er hätte etwas Unangenehmes dabei, am liebsten aber konnte die Frau Doktor verstehen, daß er sich mit der Lena verlobt habe.

„Im Dunkeln?“ fragte Frau Dr. Merk zweifelnd.

„Wir wollten es noch geheim halten.“ log tapfer das Schneiderlein.

„Nun, dann gratuliere ich.“ rief die Frau Doktor lachend. Der Meister dankte mit etwas höherer Stimme, Lena aber mit einem prächtigen Geleit, das ich mir erst erklären konnte, als ich erfuhr, daß sie den бедeren Meister der Schere schon lange gerne geheiratet hätte. Da dieser aber seine Augen zur Doktorstochter erob und die Doktor'smagd keines Blickes würdigte, kam ihr um er Vorhaben sehr gelegen, setzte sie doch ihre letzte Hoffnung darauf.

Es kam, wie sie sie sich es gedacht hatte, und Meister Briem hielt Wort. Lena wurde Frau Meisterin. Briem hat es nie zu bereuen gehabt. Er wurde glücklich und ein wohlhabender Mann. Das dankt er nicht zu erst seinem braven Weibe.

Wir hatten anfangs wohl Bewilligung, da wir an dieser Ehe so gleichsam mittelbar waren, konnten uns aber bald trösten, Meister Briem hätte gar keine bessere Frau bekommen können.“

Der Umzug.

Eine Schilderungsgeschichte von Paul Ernst.

Der Signor Capponi ist Staatsbeamter. Man weiß, daß die Staatsbeamten der erste Stand sind und daß sie ihre Würde noch außen hin fund tun müssen; sie müssen das auch unter den schwierigsten Dingen. Nur durch äußerste Sparsamkeit und bei größter Mühe in der Verwaltung ihrer Angelegenheiten können sie diesen Verpflichtungen genügen.

Der Signor Capponi genügt selbst allen Verpflichtungen, welche sein Stand ihm auferlegt; soviel ist bedenkend halten sind, trägt er sie gern, denn er weiß ja, wofür er sie trägt.

Der Signor Capponi ist die Verwaltung der öffentlichen Sicherheit in Rom auszuüben und alles, was mit ihr zusammenhängt; er ist also nicht nur der Vorgesetzte des bekannten Polizeihauptmanns Tremba, sondern er hat auch die Allertische über die Straßenreinigung, die Theater, die geordneten Einrichtungen, über die Pässe, den Wasserzoll und Ähnliches zu behandeln. Er tut das, indem er jeden Morgen pünktlich zehn Uhr auf seiner Amtsstube ist. Dort findet er als jedem Tisch einen kleinen Kasten vor. In jedem Kasten ist eine Seite eingeschickt und an der eingeschickten Seite eine Eingabe eines Geschäftlers, ein Bericht eines Untergebenen, eine Anfrage aus der Dienststelle oder eine Unternehmung des Herrn Ministers eingeschickt.

Signor Capponi liest Eingabe, Bericht, Anfrage oder Befragung durch und entscheidet entweder, daß ihm ein Vortrag vorgelegt wird oder daß Eingabe, Bericht, Anfrage oder Befragung von der höchsten Stelle kommt, oder daß man ihm das Geld nach dreizehn Tagen wieder vorlegt, wo sich dann in der Regel die Sache von selber erledigt hat, und so vermalet er die öffentliche Sicherheit Roms und gibt bei seinen Vorgehen als ein sehr fähiger Beamter, der sich selbst denken kann, und bei seinen Untergebenen als ein liebenswürdiger Vorgesetzter. Es kann ihm bei diesen guten Eigenschaften auch nicht fehlen, daß er eine gute Karriere hat. Er wird nach Africa vorset als Landrat.

Ein Umzug ist bei der Unzuverlässigkeit der Umzugsleute immer ein schwieriges und kostspieliges Unternehmen, besonders für einen Staatsbeamten. Signor Capponi hatte selber schon die Erfahrungen über Umzüge gemacht und von seinen Amtsgenossen — denn die Geschäftliche mit diesen betrauen ja häufig ähnlich beratliche Gegenstände — Vieles gehört, was anderen geschähen war.

Er beschloß, mit der äußersten Vorsicht zu Werke zu gehen. Zunächst zog er sich die Wohnungen aller Umzugsunternehmer in Rom aus. Dann setzte er einen Brief auf, in welchem er den Ort woher und den Ort wohin, die Zahl der Treppen, Zahl und Größe der Möbelstücke, und die Zahl der notwendigen Kisten, einerseits für gerodrigste, andererseits für unzerbrechliche Gegenstände genau angab und verbindlichen ausführligen Vorschlag mit Sicherung für gute Ankunft der Möbelstücke, andererseits die Höhe der Schränte und Treppen, sowie für pünktliches Einladen, Packen, Ausladen und Warten. Die Brief liest er so oft schreiben, wie es Umzugsunternehmer gab und erwaatete nun die Angebote.

Die Angebote kamen mit befallenden Briefen, in welchen sich die Betreffenden geehrt fühlten durch das Vertrauen, das Signor Capponi ihnen schenkte; die Angebote schickten zwischen einigen hundert und einigen tausend Seub.

Signor Capponi traf seine erste Auswahl, indem er alle Angebote mit befallenden Zeichen ohne weiteres zurücksetzte. Unter den übergebenden Angeboten traf er die engere Auswahl, indem er nach näherer Untersuchung der Höhe des Angebotes Brief und Angebot genauer durchsah, um ein Urteil über die Zweckmäßigkeit des Mannes zu gewinnen. Es sollte ihm heraus, daß im ganzen vier Umzugsunternehmer beandere Untersuchung würdig fänden, welche die höchsten Angebote gemacht hatten und einen vertrauenswürdigen Eindruck machten.

An die vier Briefe er nun zunächst gleichlautende Briefe, daß er noch ein anderes Angebot bekommen habe, welches um die Hälfte niedriger sei als das seine, daß er aber wenn der Unternehmer von seiner Forderung entsprechend nachlassen wolle, ihn vorziehen werde, weil er ihm von maßgebender Seite warm empfohlen sei. Die Unternehmer antworteten, und es entspann sich ein angeregter Briefwechsel.

Von dem Vieleshören hörte Lange Nähe. Der Signor Capponi war ihm als weisender Beamter aus der Zeitung bekannt, und er dachte sich, daß er mit ihm ein Ding drehen könne. Er zog seinen besten Umzug an und machte dem Signor seine Anwartsung.

Wir wollen das Gespräch nicht im Einzelnen berichten. Lange Nähe muß mit Bedauern zugeben, daß sich in das Umzugsgeschäft unlautere Elemente eingeschlichen haben, er findet, daß die Hauptache eine saubere, genaue Arbeit ist, eine Arbeit, die sie bei ihm geleistet wird, und eine preiswerte Arbeit, denn ihm liegt daran, seine Kunden zu behalten, und vier einmal mit ihm umzugehen hat, der zieht immer mit ihm um und er kann mit bestem Wissen sein Geschäft empfehlen, er macht jeden Umzug billiger als die Konkurrenz, und wenn er einmal bei einem Umzug nicht vor-

